

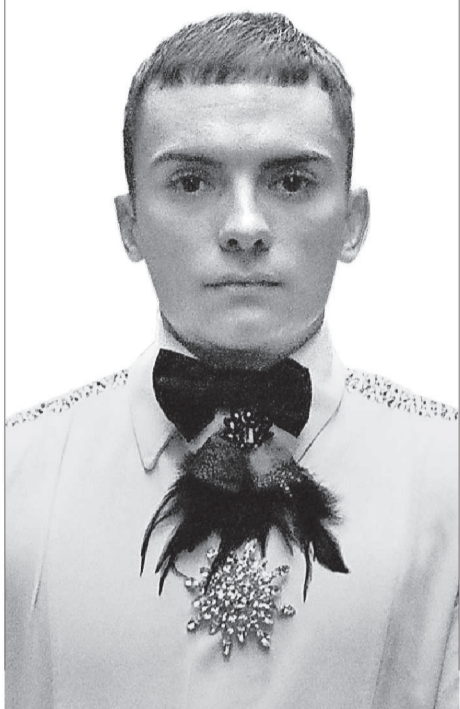
## Analyse

**Cameron Carpenter** Der einzige Starorganist der Welt gibt heute sein Zürcher Debüt. Von Susanne Kübler

# Er mag Pailletten und Orgelpfeifen

Er ist im wahrsten Sinn des Wortes der schillerndste Vogel in der Orgelwelt: Auf seinen T-Shirts glitzern Pailletten, die Swarovski-Kristalle auf den Orgelschuhen hat er eigenhändig aufgeklebt, und die Haare, die beim letzten Foto-termin noch dunkel waren, leuchten jetzt wasserstoffweiss. Der 30-jährige Amerikaner Cameron Carpenter ist schon wegen seines Outfits der Feind all jener, die in der Orgel ein jahrhundertaltes geistliches Kulturgut sehen. Und auch seine Programme entsprechen nicht dem Gusto der Traditionshüter: Zwar spielt auch er Bach und Franck, überaus virtuos zudem (das hat er an der renommierten Juilliard School gelernt); aber er kombiniert dazu Filmmusik, Folk-Bearbeitungen, Mahler-Sinfonien. Zur Begeisterung eines für Orgelverhältnisse verblüffend breiten Publikums.

Sein Zürcher Konzert (oder müsste man sagen: seine Zürcher Show?)



heute Abend ist denn auch beinahe ausverkauft. Was er spielen wird, wusste Cameron am Tag davor noch nicht. Denn erst musste er die Tonhalle-Orgel kennen lernen: Während Geiger mit eigenem Instrument unterwegs sind und Pianisten überall Steinways antreffen, ist ein Organist mit den unterschiedlichsten Modellen konfrontiert.

Das hat seine Tücken. «Von 20 Stunden Probe», sagt Carpenter, «gehen oft 18 dafür drauf, die Registrierungen zu planen.» Dazu kommt, dass Konzertorgeln selten gespielt werden: «Das ist wie bei Sportwagen, wenn die nur in der Garage stehen, entwickeln sie ihre Macken.» Sein Lieblingsprojekt ist deshalb die Entwicklung einer transportablen digitalen Konzertorgel: In einem Jahr soll sie bereit sein. Dann wird, abgesehen von der nicht eben handlichen Spedition, alles leichter.

«Das wird ein historischer Moment sein», sagt Carpenter, «denn wer von der Zukunft der Orgel spricht, spricht von digitalen Orgeln.» Dass er sich auch mit dieser Meinung nicht nur Freunde macht, kümmert ihn nicht.

Carpenters Begeisterung für technische Entwicklungen dürfte ein familiäres Erbe sein (während Musik in seinem Elternhaus keine Rolle spielte). Sein Vater hatte als Ingenieur eine kleine Fabrik für Industrieöfen, die den kleinen Cameron vor allem wegen ihrer riesigen Schaltpläne faszinierten. Seine erste Begegnung mit einer Orgel hatte er ebenfalls früh, zumindest auf Papier: «Es gab ein Bild in einer Kinderzeitschrift, nicht von einer Kirchenorgel, sondern von einer Kino-Orgel, wie es sie früher gab.» Dieses Foto hat ihn geprägt: Weil die Orgel als weltliches Instrument gezeigt wurde, weil der Organist so chic angezogen war. Und dann sah man auf

dem Bild den Daumen auf einem anderen Manual als die übrigen Finger - eine Technik, die Carpenter perfektioniert hat: «Es wird auch in der Tonhalle vorkommen, dass ich auf vier Manualen gleichzeitig spiele.»

Wie das aussieht, führt er in der Probe vor; und wie es tönen wird, kann man erahnen, auch wenn Carpenter noch am Experimentieren ist mit den Registern. Dass er es mag, wenn es so richtig dröhnt, wird schnell klar; er sucht aber auch samtweiche oder glockenhelle Töne. Er will sein Publikum packen, ob mit einer Bach-Fuge oder einer seiner sehr romantischen Eigenkompositionen. Denn: «Wenn etwas kommerziell erfolgreich ist, dann hat es eher Chancen zu überleben.» Zumindest mit diesem Anliegen trifft er sich mit traditionellen Organisten.

Tonhalle, heute, 19.30 Uhr; Restkarten.

**Fussball** Der FC Basel ist international erfolgreich. Die Zürcher Clubs nicht, da sie wie ein Business- und ein Fanclub geführt werden. Von Res Strehle

## Die Wehmut eines Zürcher Fussballfans

Die Erinnerungsspanne ist kurz, auch im Fussball. Kaum zwei Jahre ist es her, seit der FC Zürich auswärts in der Champions League die AC Milan glanzvoll mit 1:0 besiegt hat. Und trotzdem hat man, selbst als Zürcher, den Eindruck, so richtig erfolgreich sei international eigentlich nur der FC Basel. Das 3:3 beim grossen Manchester United beeindruckt auch östlich des Fricktals.

Mit jedem der drei Tore verfestigte sich die Befürchtung, Basel sei Zürich nicht nur im Messwesen einen Schritt voraus. Man wähnt in der gegenwärtigen Verfassung selbst die Berner Young Boys, den FC Luzern und sogar den präsidial verwirrten FC Sion näher an den europäischen Topmannschaften als die Zürcher Clubs.

Warum eigentlich? Einige Gründe sind in den vergangenen Jahren schon geortet worden. Das fehlende Fussballstadion, natürlich. Die fehlende Fussballbegeisterung. Aber das allein kann es nicht sein. Die Begeisterung ist schliesslich immer dann gekommen, wenn einer der beiden Zürcher Clubs tollen Fussball gespielt hat, danach freilich auch wieder rasch verschwunden. Und selbst ein Letzigrundstadion kann aufkommende Begeisterung nicht stoppen, wie das «Weltklasse»-Leichtathletikmeeting alljährlich zeigt. Sogar ein nationaler Stafflerekord über 4x100 Meter, 1½ Sekunden über dem Weltrekord, oder eine deutsche Speerwerferin mit einem Wurf nahe an die 70 Meter reissen hier die Zuschauer von den Sitzen.

Vielleicht gibt es noch ein grösseres Problem. Die Zürcher Clubs haben sich im einen Fall (GC) zumindest temporär von höherer Ambition verabschiedet und werden im anderen Fall (FCZ) eher aus Fansicht denn aus strategischer Perspektive geführt. Beide Strategien könnten dazu führen, dass die Stadtteams noch einige Jahre bei Begegnungen mit europäischen Spitzenteams nur mit der Taktik auf den Rasen gehen können, den Schaden zu begrenzen. Wie jüngst der FCZ bei Bayern München. Und dass Zürich in den internationalen Reiseführern mit Street-Parade, Opernhaus und See weiterhin kräftiger punkten wird als mit Fussball- und Kongresstourismus.

Die «House of Talents»-Strategie des Grasshopper-Clubs ist allzu stark dem

Wertschöpfungsgedanken verpflichtet. Auf eine solche Idee kommt nur ein Businessclub. Man bildet professionell junge Talente aus, führt sie möglichst rasch an die erste Mannschaft heran, um sie zu veredeln. Wer den Durchbruch schafft, wird gleich mit Gewinn weiterverkauft, damit die Rechnung ausgeglichen werden kann. Der Haken an dieser Theorie ist, dass so nur jene bleiben, die den Durchbruch nicht schaffen. Mit ihnen kann man schon national nicht ganz oben mitspielen, international wird es bereits eng gegen eine Mannschaft aus dem Mittelfeld der rumänischen Liga. Kommt dazu, dass die Brutstätte für Talente im Campus in Niederhasli zu abgelegen ist, sowohl für von besorgten Eltern chauffierte Stadtkids als auch für Teenies, die den Ausgang in der Stadt lieben.

Unausgesprochenes Gegenmodell ist die «House of Fans»-Strategie beim FC Zürich. Die beiden grössten Fans des Clubs fungieren hier als Präsident und Trainer. Das ist sympathisch und sorgt für hohe Bindung bei den Anhängern, scheint aber auf Dauer nur punktuell erfolgreich. Womöglich hat dies damit zu tun, dass dem Fan die kritische Distanz fehlt. In der Rolle des Präsidenten sieht er bei jedem Sturz des eigenen Stürmers im gegnerischen Strafraum schon den Penalty. In der Rolle des Trainers wird er Mühe haben im Umgang mit jenen Spielern, die mehr aus Zufall denn mit Herzblut im Team sind, weil der FC Zürich ihrem Agenten beim letzten Wechsel das beste Angebot gemacht hat. Es scheint diesem Trainer nicht zu gelingen, aus seiner Truppe mit eigenen Talenten und renommierten Zuzügen ein verschworenes Team zu bilden. Das ist in der Tat nicht einfach. Es schafft es erfahrungsgemäss nur jeder zweite oder dritte, und den andern bleiben die Juniorenmannschaften oder der Gang aufs Arbeitsamt.

Zürcher Fussballfans bleibt die Hoffnung, es möge alles ganz anders kommen als befürchtet. Die GC-Junioren-Truppe möge das Wunder der Schweizer U-21-Nationalmannschaft wiederholen, die FCZ-Truppe das Wunder des Schweizer Bundesstaates. Im Warten auf diese Wunder kommen wir nicht darum herum, dem FC Basel die Daumen zu drücken. Natürlich nur bei internationalen Spielen.



Eine indigene Guatemaltein bei ihrer Stimmabgabe bei den nationalen Wahlen am 11. September 2011. Foto: AP, Keystone

**Indigene** In Teilen Südamerikas verzeichnet die indigene Bewegung Fortschritte. In Guatemala dominieren die Weissen. Wieso? Von Manuel Vogt\*

## Das System der weissen Eroberer

Fast 30 Jahre Demokratie, zumindest auf dem Papier, haben Guatemalas indigene Bevölkerungsmehrheit nicht geholfen. Während sich indigene Politiker in Bolivien und Ecuador nach langer Diskriminierung Zugang zu höchsten staatlichen Ämtern verschafften, sind die ethnischen Hierarchien in Guatemala gewahrt geblieben. Die Maya sind weiterhin in allen gesellschaftlichen Bereichen benachteiligt und von der politischen Macht ausgeschlossen. Der Zustand bewog den guatemalteken Historiker Martínez Peláez schon 1970, sein Land als «Vaterland der Kreolen» zu beschreiben.

In Guatemala sind die Kreolen die Nachkommen der spanischen Eroberer; die weisse Oberschicht, die vielleicht fünf Prozent der Bevölkerung ausmacht. Sie haben das Land immer als ihr persönliches Eigentum betrachtet und die Maya zu ihren Untergebenen und billigen Arbeitern gemacht. Das miserable Abschneiden der indigenen Nobelpreisträgerin Rigoberta Menchú in den Wahlen Mitte Monat hat gezeigt: Der bolivianische Effekt wird sich hier trotz ähnlicher Voraussetzungen in absehbarer Zukunft nicht wiederholen.

Die Gründe dafür liegen im Widerstand der Elite, aber auch in den

tief greifenden inneren Widersprüchen der indigenen Bewegung selbst. Die zivilgesellschaftlichen Organisationen dieser Bewegung, die als eine Reaktion auf das Ende des genozidären Bürgerkriegs entstanden, verzetteln sich oft in ideologischen und parteipolitischen Flügelkämpfen. Während der traditionalistische Flügel sich weiterhin als Teil der politischen Linke betrachtet, wollen andere Organisationen sich von Parteipolitik fernhalten oder vertreten neuerdings auch rechte Ideen. Dazu kommen die kulturellen und sprachlichen Trennlinien zwischen Maya-Untergruppen, die sich aus historischen Gründen misstrauisch gegenüberstehen.

### Pöstchen für «gute Indios»

Die kreolische Elite des Landes versteht es, diese Spaltungen auszunutzen, indem sie die verschiedenen Sektoren der Bewegung gegeneinander ausspielt. Dies ist ohne Zweifel eine gezielte Strategie, da sich die herrschende Klasse ihrer prekären demografischen Lage durchaus bewusst ist. Selbst Regierungsmitglieder weisen im vertraulichen Rahmen besorgt darauf hin, dass die Indigenen das Land regierten, würden sie denn eine geeinte politische Front bilden. Ein Teil

dieser Strategie des «Teile und Herrsche» besteht darin, einzelne indigene Führer an das bestehende System zu binden, indem sie mit unbedeutenden Posten in der Bürokratie ausgestattet werden. Diesen Führern verleiht der Staat bereitwillig das Etikett der «guten Indios». Tatsächlich werden sie jedoch dadurch politisch neutralisiert. Radikalere Maya-Organisationen setzen auf die Politik der Strasse und versuchen über die Mobilisierung der Massen Veränderungen zu erwirken.

Die Führung der Maya-Bewegung bleibt gespalten. Die verschiedenen Gruppen streiten sich, wer die «wahren» Vertreter der indigenen Bevölkerung sind. Im Gegensatz zu Evo Morales in Bolivien, dem mittlerweile auch Widerstand der Basis entgegenschlägt, geniesst Rigoberta Menchú keinen breiten Rückhalt. Doch ohne inneren Zusammenhalt und eine geeinte politische Stimme der indigenen Bewegung wird Guatemala trotz demokratischen Wahlen das Eigentum der kreolischen Oberschicht bleiben.

\*Der Autor ist Doktorand am Institut für Konfliktforschung der ETH Zürich und hat in Guatemala über die indigene Bewegung geforscht.